Ist der Westen mitverantwortlich für den Rechtsextremismus im Osten?

Ist der Westen mitverantwortlich für den Rechtsextremismus im Osten?

Ostdeutschland als Hort von Dummheit, Faulheit und Rassismus: Dieses Zerrbild habe der Westen über Jahrzehnte gezeichnet, klagt der Leipziger Professor Dirk Oschmann.

Von Maria Fiedler & Thomas Trappe

Offene Demokratiefeindlichkeit ist im Osten der Republik keine Seltenheit. Trägt der Westen Deutschlands daran eine Mitschuld? © Archivbild: dpa/Patrick Pleul

Herr Oschmann, empfinden Sie den Begriff Ossi eigentlich als Beleidigung?

Ja. Ich habe mich früher in den 90er Jahren ab und zu selbst im Spaß als Zoni bezeichnet. Aber das mache ich nicht mehr. Ich würde mich selbst höchstens als jemanden aus dem Osten bezeichnen – aber das ist auch alles. Eigentlich sind heute alle Wörter mit dem Bestandteil Ost kontaminiert. Sie beinhalten das Potenzial einer Abwertung.

Ihr Buch heißt "Der Osten – eine westdeutsche Erfindung". Gibt es den Osten also gar nicht?

Natürlich gibt es ihn als Himmelsrichtung, so wie es den Norden, Süden und Westen gibt. Aber es gibt ihn nicht in der Form, wie sich der Westen denkt, dass der Osten sei und wie er in den Medien dargestellt wird. In der medialen Zurichtung erscheint er als statischer Block, über den man glaubt, schon alles zu wissen. Dabei ist der Osten viel heterogener und unterschiedlicher.

Sie schreiben, seit 1989 heiße "Osten" im herrschenden Diskurs vor allem "Hässlichkeit, Dummheit, Faulheit, heißt Rassismus, Chauvinismus, Rechtsextremismus und Armut, also Scheitern auf ganzer Linie".

Ja, diese Zuschreibungen werden dem Osten angehängt. Manche davon hat es im 19. Jahrhundert schon gegeben. Die Vorstellung, dass der Osten, die Slawen beispielsweise, eine zurückgebliebene, barbarische Form der Zivilisation seien. Das können Sie schon bei Gustaf Freytag Mitte des 19. Jahrhunderts lesen. Diese Denkmuster konnten Sie sogar im Osten selbst beobachten: In der DDR fühlte man sich den Polen überlegen, in Westpolen den Ostpolen etcetera. Das zeigt, wie mächtig diese Denkfigur vom minderwertigen Osten ist. Der Westen glaubt deshalb bis heute, egal in welchem Zusammenhang, sich als das überlegene Modell begreifen zu dürfen.

Dirk Oschmann wurde 1967 im thüringischen Gotha geboren, heute ist er Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität Leipzig. Sein Buch "Der Osten: eine westdeutsche Erfindung" ist gerade bei Ullstein erschienen. © Jakob Weber/ullstein Verlag

Die zentrale These Ihres Buches ist: "Wenn in Deutschland über Westen und Osten nicht grundlegend anders geredet wird, hat dieses Land keine Aussicht auf längerfristige gesellschaftliche Stabilität." Erklären Sie uns das.

Nehmen Sie ein aktuelles Beispiel. Der Verfassungsschutz warnt vor Radikalisierungstendenzen in Sachsen. Dass es diese Entwicklungen gibt, ist kein Zufall. Ich glaube, das hängt zusammen mit der maximalen Ausgrenzung, die Sachsen erfährt. Das Bundesland wird im innerdeutschen Diskurs als das besonders Östliche, das besonders Abwegige, das besonders Abnormale verhandelt. Das trägt als scharfe Ausgrenzung zweifellos zu einer Radikalisierung bei. Und diesen Mechanismus kann man auf den gesamten Osten übertragen. Das halte ich wirklich für eine Gefahr für die Demokratie.

Sie meinen auch, dass die Fremdenfeindlichkeit im Osten ein direkter Reflex auf die Fremdenfeindlichkeit sei, die der Osten vom Westen seit 30 Jahren tagtäglich erfahre. Das kann ja wohl nicht der Hauptgrund für das Problem sein.

Nein, aber ein wesentlicher Faktor. Wenn man unablässig und permanent zum Fremden gemacht wird, wenn fast jeder fünfte Westdeutsche noch nie hier war – und das unter anderem damit begründet wird, dass es einen nicht interessiert oder dass der Osten als etwas Bedrohliches oder Komisches wahrgenommen wird –, dann führt das auf der Gegenseite zu einem Gefühl des Ausgeschlossenseins. Das rechtfertigt in keiner Weise die nicht zu leugnenden rechtsextremistischen Auswüchse – aber es bringt auch nichts, sie völlig isoliert zu betrachten. Aber wir reden jetzt schon wieder über den Osten.

Ist das nicht Ihr Thema?

Nein, es gibt schon genug Bücher über den Osten und seine Merkwürdigkeiten. Mein Thema ist vielmehr der Westen, welches Bild er vom Osten erzeugt – und welche Auswirkungen das hat. Und deshalb sage ich: Der Westen ist mitverantwortlich für den Rechtsextremismus im Osten.

Reden wir über den Westen. Sie sagen, der Westen begreife sich als Norm und sehe den Osten nur als Abweichung oder "krankhafte Fehlbildung". Liegt das vor allem an der Art, wie die Wiedervereinigung vollzogen wurde?

Sicher. Wolfgang Schäuble hat den Ostpolitikern damals mitgeteilt, dass der Westen weiß, wo es lang geht und dementsprechend die Regeln macht. Man hat sich dem gefügt. Es war ein riesiges Problem, dass man sich nicht auf eine gemeinsame Verfassung geeinigt hat und nicht auf eine gemeinsame neue Hymne. Es sind Weichen gestellt worden, die klar zu erkennen gaben, dass sich der Westen als absolute Norm setzt. Dabei hieß das für den Osten auch Rückschritte. Die Frauen im Osten hatten es plötzlich wieder mit Paragraph 218 – der Strafbarkeit von Abtreibungen – zu tun. West-CDU-Politiker meinten zudem, die Frauen im Osten sollten weniger arbeiten. Die Fortschritte und Erfahrungen der DDR wurden maximal entwertet.

Und das wirkt bis heute fort?

Bis heute macht der Westen die Ostdeutschen zu Fremden im eigenen Land. Und natürlich hat das Folgen. Es sind "frustrierte Zufriedene" entstanden. Ökonomisch geht es den Leuten ja in der Regel besser als damals. Aber es erzeugt eine große Frustration, in dieser Gesellschaft zwar zu leben, auch

gut zu leben, aber sie eben nicht mitgestalten zu können. Die Vorstellung zum Beispiel, dass in diesem Land mal jemand aus dem Osten Finanzminister wird oder Wirtschaftsminister, scheint ja noch immer völlig abwegig.

Man kann den Eindruck gewinnen, dass Sie den Osten zum Opfer erklären.

Diese Kritik höre ich öfter, weise ich aber scharf von mir. Ich zeige nur Mechanismen auf. Aber ich gebe zu, ich gehe dabei auf Konfrontation. Mein Buch ist der Versuch, der unglaublichen Medien- und Diskursmacht einfach mal eine volle Breitseite entgegenzusetzen, mit allen rhetorischen Mitteln, die mir zur Verfügung stehen. Ich will nicht der Erklärонkel sein, der differenzierte Vorschläge macht. Ich habe ganz bewusst keine Wohlfühlprosa geschrieben.

Sie verleihen damit vielleicht einer breiten Gefühlslage im Osten Ausdruck. Aber es besteht die Gefahr, dass sie im Westen, den Sie adressieren, eine Abwehrhaltung hervorrufen.

Ich nehme das in Kauf. Auf einen Artikel in der FAZ, den ich geschrieben habe, habe ich viele Leserbriefe bekommen. Die schärfsten Kritiker waren vor allem westdeutsche Männer jenseits der 70. Sie waren davon hochgradig verstört und gekränkt. Sie haben das erfahren, was der Osten im großen Stil erlebt hat: Die Infragestellung der eigenen Lebensleistung. Was ich schreibe, sehen sie als undankbar. Viele aus dem Osten, auch Jüngere, waren hingegen dankbar, dass das mal thematisiert wird, weil es im Westen kein wirkliches Bewusstsein für die Dramatik der Lage gibt.

Was hat Sie persönlich eigentlich so wütend gemacht? Für Sie ist es doch ganz gut gelaufen. Sie haben studiert, in den USA gelebt und sind Professor geworden.

Lange habe ich mich überhaupt nicht mit diesem Problem befasst. Ich bin glatt angekommen in dem System. Aber nachdem ich Professor geworden bin in Leipzig, habe ich festgestellt, dass ich einer von ganz wenigen Professoren bin, die aus dem Osten kommen. Und da hat sich auch in den letzten Jahren an unserer Fakultät wenig geändert. So richtig irritiert war ich zum ersten Mal, als ich 2021 mit einer Kölner Soziologin zu tun hatte, die die Karrieren von Arbeiterkindern erforscht. Gleich zu Beginn unseres Gesprächs sagte sie mir, dass sie jetzt nach 30 Jahren das erste Mal mit einem ostdeutschen Wissenschaftler spreche. Und im zweiten Satz, erklärte sie, dass es doch im Grunde nichts tauge, wenn man bloß an einer ostdeutschen Universität Professor geworden ist. Und mit dieser Meinung ist sie nicht allein!

Es gibt sehr wenige Ostdeutsche in Führungspositionen, die ihre eigene Herkunft thematisieren. Was hat Sie dazu bewogen, genau das nun zu tun?

Es begann damit, dass ich immer wieder als Zeitzeuge angefragt wurde, etwa, wenn es um die Umbrüche in der Germanistik nach der Wende ging. Erst beim Sprechen darüber wurde mir klar, wie sehr mich das aufwühlt. Vor zwei Jahren war ich zu einem Vortrag eingeladen, in dem ich erläutern sollte, warum der Osten die Gesellschaft spaltet. Das war wirklich die These, welche die Veranstalter vorgaben. Man muss sich das auf der Zunge zergehen lassen! Damals reifte in mir der Gedanke, dass es Zeit ist, den Westen in den Blick zu nehmen. Das Fass zum Überlaufen brachte schließlich der Entschluss der neuen Bundesregierung, wieder einen "Ostbeauftragten" zu ernennen und damit den Osten weiterhin als Sonderzone zu markieren. Das ist doch paternalistisch. Ich bin dafür, dass dieses Amt abgeschafft wird.

Was hätte man anders machen müssen vor 30 Jahren, damit mehr Ostdeutsche in Spitzenpositionen in Wissenschaft, Wirtschaft oder Politik landen? Momentan sind es 1,7 Prozent.

Ich kann vor allem über meine Erfahrungen in der Wissenschaft sprechen. Ich verstehe, dass es in diesem Bereich nach der Wende einen Elitenaustausch geben musste. Ich wollte als Student ja auch nicht von Leuten unterrichtet werden, die womöglich als Mitarbeiter der Staatssicherheit tätig waren. Das Problem entstand, als die eingewechselte westdeutsche Elite ihre eigenen Zöglinge nachzog und schließlich alles besetzt hat – bis heute. In den 90ern existierte im akademischen Betrieb das Wort "ossifrei". Gemeint war damit die "Erfolgsmeldung", einen akademischen Betrieb komplett frei von Ostdeutschen bekommen zu haben. Der Wissenschaftsbetrieb ist durchaus repräsentativ für alle relevanten Gesellschaftsbereiche, in denen mitunter erstklassig qualifizierte Ostdeutsche durch bisweilen zweit- oder drittklassige Konkurrenz aus dem Westen ersetzt wurde. Das waren bewusste Entscheidungen, die nicht hätten getroffen werden dürfen. Das war nicht nur Zufall, sondern gelegentlich eben auch Programm.

Einer der wenigen Räume, in denen Ostdeutsche sich Gehör verschaffen können, schreiben Sie, sei die Straße. Das Problem: Wann immer in Ostdeutschland eine Protestbewegung entsteht, sind die Rechtsextremen nicht weit und kontaminieren den Protest. Wie kann man dieses Dilemma auflösen?

Die Straße ist der Ort, an dem der Osten sich in seiner demokratischen Wirkmächtigkeit begreifen kann: Weil die anderen Formen der Teilhabe und Repräsentanz offenbar nicht funktionieren. Man geht auf die Straße, weil man sonst nicht gehört wird. Natürlich wird das von allen möglichen Gruppen, vor allem rechtsextremen, ausgenutzt. Aber es gibt offenbar noch keine Alternative zur Straße, will der Osten sich mit sich selbst auseinandersetzen.